

Bereichen Musik und Literatur. Die fast vollständige Nichtdiskussion kunsthistorischer Themen lässt darauf schließen, dass Duparcs Interessen keineswegs umfassend waren; auch fällt auf, dass sowohl in der Literatur als auch in der Musik viele jüngere Namen fehlen. Aber so wird durch Duparcs Augen im Diskurs mit dem eine Generation Jüngeren die französische Musikgeschichte des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts auf ganz eigene Weise beleuchtet, werden Berlioz und Wagner wichtiger als Ravel, Fauré, Messager und Debussy wichtiger als Massenet oder Satie. Häufige Gesprächsthemen sind César Franck und Vincent d'Indy. In gewisser Weise scheint sich der Diskurs zwischen Duparc und Cras in einer Art geschlossenem Raum zu vollziehen, dem die Familien der beiden und ein paar Freunde angehören. Vieles andere scheint ausgeblendet – französische Politik und Zeitgeschichte ebenso wie fast die komplette nichtfranzösische Welt. Eine knappe Erwähnung der „érotomanie boche“ von Strauss' *Salome* (S. 123) ist alles, was er über Richard Strauss zu sagen hat, Pfitzner, Reger, Schillings oder gar Zemlinsky, Mahler und Schönberg erfahren gar keine Erwähnung. Duparcs Tiraden gegen jüdische Kultur (S. 125) machen ihn dem Leser nicht sympathischer, doch erhält man ein durchaus lebendiges Bild dieses eigenwilligen Künstlers.

Editor des Bandes ist Stéphane Topakian, Eigentümer des CD-Labels timpani, das sich auf französische Musik des 20. Jahrhunderts spezialisiert hat. Auch Topakian scheint Cras ein wenig näher zu liegen als Duparc, doch lässt er sich in dieser Edition zu keinerlei Wertung hinreißen. Insgesamt hat er eine exemplarische Publikation vorgelegt, die den Verlag Symétrie abermals als wichtigen jungen französischen Musikwissenschaftsverlag bestätigt.

(Juli 2010)

Jürgen Schaarwächter

*DOROTHEA GAIL: Charles E. Ives' „Forth Symphony“. Quellen – Analyse – Deutung. Hofheim: Wolke-Verlag 2009. Band 1: 548 S., Nbsp.; Band 2: 360 S., Nbsp.; Band 3: Reprint „New Music Quarterly“ Edition, Satz 2, 95 S. (sinfonia 12.)*

An Dorothea Gails Publikation beeindruckt zunächst einmal der schiere Umfang, der schon innerhalb des eigentlichen Textes – dem ersten

Band des hier vorliegenden Dreigestirns – mit 548 Seiten aufwartet. Gegenstand der Untersuchung, die von der Hochschule für Musik und Darstellende Kunst in Frankfurt am Main als Dissertation angenommen wurde, ist das letzte vollendete Hauptwerk des amerikanischen Komponisten Charles E. Ives, die „Fourth Symphony“. Die Ambitionen der Autorin sind groß und gründen sich methodisch auf einen philologischen Ansatz im Umgang mit dem Quellenmaterial, das im zweiten Band in allen Einzelheiten dokumentiert und in seinen Bezügen zu Zitaten aufgeschlüsselt wird; eigentliches Ziel ist jedoch – über das Stadium einer an exemplarischen Ausschnitten vertieften analytischen Auseinandersetzung mit Formbildung, Material, Satzstrukturen und kompositorischen Parametern führend – die Deutung des Werkes als ästhetisches Objekt in Entsprechung zu seiner Wirkung im Prozess der Aufführung. Der Umweg über die Skizzenforschung trotz Wahl eines werkzentrierten Ansatzes erweist sich daher – auch angesichts des Umstands, dass von der Symphonie keine aufführungspraktisch-kritische Ausgabe existiert – als akribische Spurensuche in der amalgamierenden Struktur des Ives'schen Kompositionsprozesses mit seinen zahlreichen Querbezügen zu anderen Werken. Die außergewöhnliche Komplexität dieses Prozesses, die sich als eine bis über den Zeitpunkt der Uraufführung einzelner Werkteile hinausgehende Anlagerung von heterogenen Materialien an einen ursprünglichen Ideenkernel befeuert lässt und von der Autorin in einer Zeittafel erschlossen wird, impliziert nicht nur bestimmte Deutungsmuster, die im Verlauf der Werkgenese vertieft werden, sondern gibt auch – etwa durch seine Abbrüche und Umschwünge, aber auch durch verbale Kommentare in den Skizzen – Aufschluss über die Musikauffassung des Komponisten.

Auf diese Weise gelangt Gail schon im Hinblick auf Aspekte wie den Notentext, die bei Ives immer wieder anzutreffende Datierungsproblematik und die Entstehungsgeschichte des Werkes zu einer Fülle wichtiger Erkenntnisse, mit der sie weit über die wenigen bislang zu dem Werk publizierten Arbeiten hinausgeht. Eine der wichtigsten Schlussfolgerungen aus ihren Quellenstudien ist, dass Ives die Komposition ursprünglich bis in die Jahre 1916/17 hinein dreisätzig ausarbeitete und den heute an

zweiter Stelle platzierten Satz, der seinerseits auf den „Hawthorne“-Satz aus der *Concord Sonata* zurückgeht, erst im Nachhinein, nämlich 1921, hinzufügte. Dass die materialreiche Spurensuche der Autorin hier wie an anderen Stellen nachvollziehbar bleibt, verdankt sich nicht zuletzt den zahlreichen, teils mit Farbfeldern unterlegten tabellarischen Darstellungen, die – ergänzt durch Skizzenreproduktionen und -übertragungen sowie durch die Beschreibungen der Skizzen im zweiten Band – dem Leser Zugriffe auf Details erlauben und die Beziehungen zwischen einzelnen Werken, aber auch die vielfältigen Anlagerungs-, Fortschreibungs- und Überschreibungsvorgänge nachvollziehbar machen. An solchen Elementen setzen auch die analytischen Fragestellungen der Autorin an, die sich vor allem den Differenzen im Umgang mit Material, Zitatstrukturen und harmonischen Dispositionen, der Arbeit mit Melodievariationen, Rhythmusveränderungen und Tempoverläufen sowie den klangräumlichen Elementen und instrumentatorischen Gegebenheiten widmen. Gails Form- und Strukturstudien führen insbesondere im Hinblick auf den zweiten Satz zu der Folgerung, dass der Komponist sämtliche Einzelstimmen sorgfältig durchgeplant hat, was sich auch in den Umarbeitungen des Satzes im Zuge seiner Drucklegung im *New Musical Quarterly* (1929) nachvollziehen lässt – eine Partiturausgabe, die erfreulicher Weise im dritten Band der Dissertation als großformatiges Reprint wiedergegeben ist. Ein weiteres, den Schlusschoral des vierten Satzes betreffendes Ergebnis der Quellenstudien ist die für die Aufführungspraxis der Symphonie bedeutsame Erkenntnis, dass Ives den Choral nicht – wie bislang gehandhabt – nur auf Vokalisen intoniert, sondern tatsächlich auf einen Text gesungen haben wollte.

Aufbauend auf ihren analytischen Befunden tastet sich die Autorin im abschließenden und kürzesten Teil ihrer Untersuchung durch Diskussion multipler Deutungsmöglichkeiten – etwa im Hinblick auf ein philosophisches Programm, auf religiöse, politische und psychologische Deutungsvarianten oder auch auf bestimmte Gender-Konnotationen – an die Frage nach „Sinn“ und „Bedeutung“ der Symphonie heran. Jenseits der vielfältigen, auf unterschiedlichen Ebenen der strukturellen Disposition angesiedelten und gleichsam programma-

tisch auffassbaren Deutungsmöglichkeiten versucht Gail, diese Frage für jeden einzelnen Satz sowie für das Werk als Ganzes aufzuschlüsseln, wobei ihre Bemühungen auf die Erschließung eines übergeordneten „Sinns“ ausgerichtet sind. Die Autorin stützt sich hierbei auf einen Ansatz, den sie aus dem von Jean-Luc Nancy in seinem Buch „Die Musen“ geprägten Begriff „toucher“ ableitet: Sinn der Kunst ist demnach das Moment des „Berührens“, das bei gelungenen Werken während des ästhetischen Vollzugs im Wahrnehmungsprozess greift. Dies ist allerdings nur dann möglich, wenn Kunst die Kraft besitzt, den Menschen durch Erzeugung von Unsicherheiten aus seinem Alltag zu katapultieren – eine Wirkung, die Ives nach Gails Ansicht durch die Vielschichtigkeit des Kompositionsprozesses erreicht und die letztlich das ästhetische Gelingen seiner Musik unterstreicht. Auch wenn diese etwas knappen Schlussbetrachtungen einer noch weitergehenden Entfaltung bedürften, erweist sich ihre Herleitung aus den angestellten Untersuchungen durchaus als schlüssig. Und auch ohne eine solche Deutung lässt sich die enorme Bedeutung von Gails Buch für die gesamte Ives-Forschung nicht bestreiten.

(Februar 2010)

Stefan Drees

*Öffentliche Einsamkeit. Das deutschsprachige Lied und seine Komponisten im frühen 20. Jahrhundert.* Hrsg. von Michael HEINEMANN und Hans-Joachim HINRICHSSEN in Verbindung mit Carmen OTTNER. Köln: Verlag Dohr 2009. 215 S., Nbsp.

Die Aufsatzsammlung hat – wie die von der Österreichischen Gesellschaft für Musik und dem Musikwissenschaftlichen Institut der Universität Zürich 2004 in Wien abgehaltene Tagung, aus der sie hervorgegangen ist – eine klare Zielrichtung. Sie spiegelt sich im Titel der Sammlung (der den Untertitel von Albrecht Dümmlings Dissertation über Schönbergs George-Lieder aufgreift) und wird von den Herausgebern im Vorwort thematisiert: Es sei zu untersuchen, inwieweit das Lied zwischen Mahler und Eisler sich als „öffentlich zelebrierte oder gar planvoll veröffentlichte Einsamkeit“ verstehen lässt. Dies zu verdeutlichen ist die Aufgabe des einleitenden Beitrags von Bernd Roeck,